

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 10 (1906)

**Artikel:** Hossain [Schluss]  
**Autor:** Schaffner, Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572974>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

joll, das im Säuglingsdarm Entzündungen anrege und eine prädisponierende Ursache für die tuberkulöse Infektion abgebe.

Mit diesem letzten Vorschlage können wir uns jedoch durchaus nicht einverstanden erklären, obgleich Behring bis jetzt keinerlei Nachteile von diesem Formalinzusatz bei der Ernährung junger Kälber gesehen haben will. Formalin ist selbst in geringen Mengen und in schwächsten Verdünnungen ein Reizmittel für jede Schleimhaut. Die Beforgnis, daß das Formalin gerade im Säuglingsdarm Unheil anrichtet, ist um so größer, da es sich hier um so überaus zarte Gewebe handelt, da ferner mit den großen Flüssigkeitsmengen der Säuglingsnahrung auch nicht kleine Mengen Formalin, also eines Giftes, in den Organismus gelangen und da endlich die Einwirkung monats- und jahrelang erfolgt. Es widerspräche auch ein solcher Zusatz allen bisherigen Gepflogenheiten der Nahrungshygiene, daß Nahrungsmitteln antiseptische Zusätze irgendwelcher Art, die sie konservieren sollen, nicht gemacht werden dürfen. Beispielsweise sei hier nur an die kürzlich erst mit Recht erfolgte Ablehnung der Fleischkonservierung durch Zusatz von Boräure im deutschen Reich erinnert.

Endlich will Behring Tuberkulose-Antikörper den Säuglingen mit der Milch schon in der frühesten Säuglingsperiode zuführen zum Zweck der Unschädlichmachung inhalierter oder mit den Nahrungsmitteln in den Körper eingeführter Tuberkelbazillen. Falls ihm dieses Vorhaben gelfänge, so würde er sich ein weiteres unsterbliches Verdienst um die leidende Menschheit erwerben. Er würde Kühe durch Behandlung, das heißt Einspritzung mit zunehmenden Dosen von Tuberkelbazillenerktrakt tuberkulose-immun machen, wodurch auch ihre Milch nicht nur sicher frei von Tuberkelbazillen, sondern auch mit Gegengiften gegen die Tuberkulose stark angereichert wird. Dadurch würden allfällige schon in den Körper eingedrungene Tuberkelbazillen abgetötet, also nicht nur eine Tuberkulosebewahrung, sondern sogar eine Tuberkelheilung erfolgen. Eine solche Milch müßte natürlich ungekocht genossen werden. Zu diesem dankenswerten Beginnen will ihm die Regierung in absehbarer Zeit ein eigenes Institut in Marburg schaffen, in dem er, unterstützt von den reichen Mitteln des Staates, seine für die Allgemeinheit so wichtigen Experimente fortsetzen kann.

Nun, alle diese Fortschritte in der Ernährung, die den Erwachsenen, noch mehr aber den Säuglingen zugute kämen, sind noch sehr weit davon realisierbar zu sein. Da ist es von größtem Wert, sich daran zu erinnern, daß die Ziege von allen unsern Milchtieren für die Tuberkulose am wenigsten empfänglich ist. Wissen wir außerdem, daß die Zusammen-  
setzung ihrer Milch derjenigen der Frauenmilch viel nähertkommt

als die Kuhmilch, so ist es doch sehr naheliegend, vorläufig von der Kuhmilch als Nahrungsmittel für Säuglinge lieber ganz abzugehen und die möglichst steril aufgefängene und kühl aufbewahrte Ziegenmilch in rohem, „lebendem“ Zustande den zarten Wesen zu verabreichen.

Diesen Gedanken haben französische Ärzte zuerst erfaßt und in die Tat umgesetzt. Ein Pariser Arzt, Dr. Barbelion, hat kürzlich eine Anstalt errichtet, in der rohe Ziegenmilch für Säuglinge abgegeben wird. Mit ihr ist ein Musterstall verbunden, in dem eine Anzahl schöner, wohlausgewählter Tiere sauber gehalten wird. Auch beim Melken wird natürlich die größte Reinlichkeit beobachtet, und die Milch kommt in sterilisierte Schalen und Flaschen, wo sie bis zum Konsum kühl aufbewahrt wird. Aber nicht nur für Kinder, für schwächliche Individuen überhaupt ist das Trinken roher, von Tuberkelbazillen freier Ziegenmilch eine sehr zu empfehlende, vollkommen unschädliche, leicht bekömmliche Nahrung, die man überall billig sich verschaffen könnte, wenn man nur wollte. Was die Kuhmilch uns bis jetzt nicht hat geben können und vielleicht auch nie geben wird, haben wir ja in der Milch der Ziege, der anspruchslosen Milchpenderin unserer Vorfahren, die es verdiente, auch für die jetzt lebende Generation als Spenderin von Milch besonders für Kinder und Kranke wieder zu Ehren gebracht zu werden. Uns Schweizern, die wir noch so gute und wertvolle Bestände von Ziegen im Lande besitzen, sodaß weitblickende Ausländer sie von uns beziehen, sollte es nicht schwer fallen, durch Aufmerksammachen weiterer Volkskreise auf die großen unschätzbaren Vorzüge der bis jetzt vielfach gering geachteten Ziegenmilch es dahin zu bringen, daß der Ziege, speziell der Saanenziege, auf dem Lande und in den Vorstädten größere Aufmerksamkeit geschenkt und ihre Zucht befördert würde. Gerade im Kampf gegen die Tuberkulose, den die Ärzte und mit ihnen im Bunde alle Volksfreunde, Pfarrer und Lehrer an der Spitze, energischer als je in Angriff genommen haben, ist es von größter Wichtigkeit, die tuberkulosefreie Ziege, deren Milch der Frauenmilch als der Idealnahrung des jungen und schwächlichen Menschen so sehr nahekommt und die auch, ohne Sorge um die Möglichkeit der Infektion mit dem so überaus verbreiteten Tuberkelbazill, roh getrunken werden kann, überall als Milchtier zu empfehlen und z. B. die Gemeinnützigkeit zu veranlassen, unbemittelten Leuten, die sie vielleicht erhalten könnten, aber nicht zu kaufen vermögen, ihre Anschaffung zu erleichtern. Schließlich würde auch das Halten von Ziegen manchen armen Leuten einen lohnenden Nebenverdienst verschaffen, der hochwillkommen wäre.

Dr. med. E. Reinhardt, Basel.

## ✻ Hoffain ✻

Novelle von Jakob Schaffner, Basel.

(Schluß).

### Siebentes Kapitel.

Sieben Tage befand sich Hoffain bereits im Gefängnis, in mancherlei Ungewißheit lebend und in seinen Betrachtungen zwischen Hoffen und Furchten hin- und herschwankend. Es hatte sich bis jetzt weder der Gefändi bei ihm blicken lassen, noch war ihm irgend eine Kunde oder auch nur eine Andeutung über sein ferneres Schicksal zugekommen. Der Kerkermeister fuhr fort, ihm wohlzuwollen, und in der letzten Zeit war sogar sein Gemüse genießbarer geworden, ja, auch einiges Hammelfleisch hatte den Weg in seine Zelle gefunden nebst einer warmen Wolldecke und andern kleinen Annehmlichkeiten. Hoffain schwur, den Kerkermeister dafür zum reichen Mann zu machen, und wenn er Straßenräuber werden müßte darum.

Der Kerkermeister seinerseits suchte Hoffains Dankbezeugungen von sich abzulenken, wohl wissend, daß er zu den vermittelten Erleichterungen nicht mehr als den guten Willen getan und daß er seinen Lohn bereits

vornweg hatte. Da indessen Verschwiegenheit in dieser Sache ihm zur größten Pflicht gemacht worden war, konnte Hoffain auch nicht erfahren, daß der Kerkermeister reichliche Geldmittel erhalten hatte, um damit die Lage seines Gefangenen nach Möglichkeit zu verbessern, und konnte er auch nicht ahnen, daß hinter seinem gutmeinenden Freund eine schöne Wohltäterin stand, die Frau allerdings, um deren Willen all die Verdrießlichkeiten über ihn gekommen waren. Und es war gut, daß er es nicht wußte; denn wer weiß, ob er sonst sich der verschiedenen Unnehmlichkeiten so behaglich bedient hätte!

Nun einmal um die Mitternacht, als Hoffain in seine neue rote Wolldecke eingewickelt im Schlaf seiner unerfreulichen Lage auf Stunden vergaß, rüttelte ihn eine Hand aus seinen Träumen auf, und des Kerkermeisters Stimme rief ihn an. Hoffain ließ ein Grunzen hören zur Antwort und wickelte sich fester in seine Decke. Der Kerkermeister ließ aber nicht nach.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

„Wache auf, Brüderchen!“ rief er ihm ins Ohr.  
„Es will jemand mit dir sprechen.“

„Laß mich zufrieden!“ knurrte Hoffain zurück. „Hast du denn noch nicht genug geschwächt den ganzen Abend? Komm morgen bei Tage wieder!“

„Nicht ich, Brüderchen,“ entgegnete der andere.

„Eine . . . jemand anders will dich sprechen.“

„Jemand anders soll mir die Schuhe ausklopfen!“ war die mürrische Antwort.

„Der Offenbi . . .“

„Will er mich hängen? Das hat Zeit bis zum Morgen. Will er mich freigeben, so mag er mich erst ausschlafen lassen!“

„Und ich sage dir, Brüderchen, du bist ein Schaf! Wüßtest du nur die Hälfte von dem, was ich gesehen habe, du ständest schon lange auf den Füßen oder — wer weiß? — lägest auf der Nase. Aha, gelt . . . Ja was denn?“

Mit Recht war der ehrliche Mann erstaunt über den Erfolg seiner Worte. Verwundert ob der seltsamen Andeutung hatte sich Hoffain etwas aufgerichtet, und da war sein Blick auf eine schlanke, schwarzgekleidete Frauengestalt gefallen, die hinter dem Kerkermeister im Licht des Lämpchens stand, das in einer Mauernische bescheiden flämmerte. Es war Afisah. Eines Augenblicks Dauer leuchtete etwas auf in seinem Gesicht, um also bald von irgend einem Schatten verdrängt zu werden. Ein befremdliches Schweigen legte sich auf die Anwesenden, indessen Hoffains Züge immer tiefer sich verfinsterten. Umsonst war es, daß Afisah bittend ihre Hände nach ihm ausstreckte, umsonst, daß sie ihn flehend beim Namen rief, umsonst, daß sie in ihrer Seele alle Kerzen vor seinem Bild wieder aufgesteckt hatte! Er sah nicht das Zittern ihrer Hände; auf sein erkältes Gemüt machte das Klingen ihrer Stimme keinen Eindruck, und für das Leuchten, das aus ihrer Seele durch ihre Augen herausdrang, hatte er keinen Fangspiegel mehr in seinem Herzen.

„Was willst du hier?“ fragte er endlich, und das Beben in seiner Stimme zeugte immerhin von dem Kampf, den sein Stolz und sein Groll mit allerlei wiedererwachten Gefühlen anspann.

Von einem Blick Afisahs bewogen, ging der Kerkermeister still und kopfschüttelnd hinaus.

„Das sollen nun Diebesleute sein!“ murmelte er.

„Aber es wird ihm schon anders kommen, dem knorrigen Klotz, wenn sie ihm erst wieder Feuer untergesetzt hat! Und die sieht aus, als ob sie's könnte!“

„Was willst du hier?“ wiederholte Hoffain seine vorige Frage. „Ich dachte, wir wären fertig miteinander. Und wenn auch nicht: du bist das Weib eines andern. Zwar, du hast recht“ — er lächelte höhnisch — „warum soll es dem besser ergehen, als mir? Der Teufel hole alle Tugend! Wer nicht mit Schick zu ludern versteht, mag sich hängen lassen! Du hast's gut gemacht, ich sehe das ein. Aber jetzt geh' auch wieder! Weißt du, 's ist zu wenig Lust da drin für zwei!“

„Hoffain,“ — sie suchte zwischen ihren Tränen nach Worten — „der Offenbi ist tot . . .“

„Und da bin ich wieder an der Reihe, nicht, bis sich abermals ein anderer findet? Aber ich kann jetzt nicht; du siehst ja, ich bin ein Gefangener. Auch war

es nicht der Mühe wert, mich dafür aus dem Schlaf zu wecken. Also geh' jetzt wieder, mein Täubchen!“

„Hoffain, Hoffain,“ schluchzte Afisah auf, „was ist aus dir geworden! Und . . . was hast du . . . aus mir gemacht!“

„So, hab' ich?“ entgegnete Hoffain grimmig; denn ihr Weinen ging ihm näher ans Herz, als er vor seinem Stolz verantworten wollte. „So, hab' ich? Ei sieh! So hast du etwa nicht aus freiem Willen dich dem Offenbi an den Hals geworfen? Gut, sehr gut. Ich habe dich gezwungen, mir eine Nase zu drehen. Hübsch, mein' Seel! Was willst du von mir? Trösten kann ich dich nicht. Schelten will ich dich nicht. Jedes Tier geht seiner Nahrung nach. Ich war eben nicht das rechte Futter für deine Ziegen. Also zum Henker, was willst du von mir? Mach' fertig; mich verlangt, weiter zu schlafen!“

„Hast du mich denn . . . nicht mehr lieb, Hoffain? Hast du . . . Es ist ja nicht möglich, daß du alles in dir erstickt hast! Du hast immer an mich gedacht, wie ich an dich, du hast um mich geweint, wie ich um dich. Du hast mich trotz allem lieb behalten, wie ich dich. Sage nein, wenn du kannst, Hoffain! Und sagst du's, so will ich dir immer noch ins Auge behaupten, daß du lügst, aus Hochmut lügst, aus Troß, aus Rache, aus Stolz, aus Eigensinn lügst, und wenn du mir's mit den höchsten Eiden belegst. Sage nun nein, Hoffain, sag', daß du deine Afisah nicht mehr liebst, wenn du's kannst! Nun, so sag's, sag's!“

So eindringlich dieser Ton auch war und so kräftig er ihm nach dem Herzen griff, so hatte er ihm doch genug entgegenzustellen, und zwar noch weniger seinen verwundeten Stolz und seine beleidigte Mannesehre als vielmehr die in den Tagen seiner innerlichen Umwandlung gewonnene Lebensphilosophie. So schlicht diese an sich sein mochte und so einfältig ihre Sätze lauteten: gegen das Trugbild eines neuen Glückes an der Seite dieses Weibes mit dem eiteln Kinderherzen vermochte sie ihn zu wappnen. Und wie sie ihm nun wieder von Liebe sprach, dachte er jenes andern Males in der Wüste, wo sie ihm das Geständnis seiner Zuneigung entlockt hatte, und bitter kam es über seine Lippen:

„Hast du etwa wieder einen gebrochenen Fuß zu heilen wie damals?“

Sie sah jedoch in seinen Gegenschlügen nur einen Beweis dafür, daß ihm ihre Angriffe zu schaffen machten, und da es ihr ernsthaft um ihn zu tun war, fuhr sie unentwegt zu reden fort:

„Dein Ton sagt mir, daß du mir als Beleidigter gegenüberstehst und Genugtuung haben willst. Es ist wahr: ich habe dich geschmäht, ich habe dich verkannt, ich habe dich verlassen, ich habe dir alles angetan, was immer ein Weib einem Mann antun kann. Aber dich zu lieben habe ich nie aufgehört, Hoffain! Schilt mich, strafe, schlage, mißhandle mich, laß deinen Zorn an mir aus auf jegliche Art: nur komme nachher wieder zu mir, habe mich wieder lieb und laß mich dich lieb haben, wie ich dich ehemals lieb hatte! Du bist frei; denn dein Ankläger lebt nicht mehr, und die Ursache seines Todes ruht bei mir: er starb vor Zorn über dich, er starb, noch ehe er dich beim Richter anzeigen konnte. Er starb, Hoffain, und hinterließ uns sein Gold und seine Häuser und seine seidenen Betten, seine Knechte

und Mägde, seine Aecker und Herden und sein schönes Schiff. Dies alles lege ich dir zu Füßen, Hossain, daß du mich schlagest und deine Rache nimmest und dann mein Herr und Gemahl seiest. Weinst du auch, daß ich dir noch einmal untreu werden sollte, um als Bettlerin auf der Straße zu sterben? Hossain! Hossain!"

"Es ist umsonst," sagte er. "Und du bist auch im übrigen auf dem falschen Weg. Ich gebe zu, daß es eine schöne Sache ist um das Gold des Offendi; aber sein Weib ist nicht nach meinem Geschmack!"

"Hossain," bat sie, "ich bin, wie du mich verließest. Es ist gerade so gut, als wäre ich immer bei dir gewesen; ich schwöre dir's zu."

"Und wenn auch! Es ist einmal aus zwischen uns. Du bist mir nicht mehr als die Witwe jedes andern Offendi, das magst du mir glauben. Was kannst du also von mir wollen?"

"Hossain," entgegnete sie, und ihre Stimme zitterte; denn sie gab die letzte Münze aus — "Hossain, nimm, was ich dir biete, und sei mein Herr auf jede Art, wie es dir beliebt mag! Und du magst mich zurücksetzen, du magst andere Frauen neben mir haben, so jung und so schön du immer willst: nur laß mich um dich sein und laß mich ab und zu erfahren, daß ich auch deine Frau bin! Hossain!"

Ihn überkam etwas wie Mitleid mit der Torheit der Frau, die da vor ihm um ihr Elend bettelte. Wilder als vorhin erwiderte er ihr:

"Laß ab, Afifah; es ist alles vergebens, was du tust. Ich bin nicht mehr der Hossain von einst. Ich sage dir, du schätest dein Geschlecht zu hoch ein oder hast noch gar keine Ahnung vom Wesen eines ganzen Mannes. Ich habe Besseres gefunden als alles, was du mir zu bieten hast: etwas sein ist mehr wert, als alles haben! Das kannst du nicht verstehen und wirst es nie verstehen lernen; denn du bist nur in dem Maß etwas, als dir etwas geschenkt wird. Dein Offendi hat mir dich weggenommen. Ich glaubte zuerst, er habe mir das Leben geraubt, und meinte zu sterben. Aber ich lebte weiter und fand, daß du zu entbehren seiest. Und was ich sonst noch fand, das gebe ich nicht hin für zehn Afifahs mit allem Gold und allem Reiz: mich selbst. Ich habe entdeckt, daß man etwas schaffen kann auf der Welt, daß man sein Leben in ein Werk legen, daß man etwas gelten kann unter rechten Menschen um dieses Werkes willen. Daß mir ein guter Offendi die Hand gibt und mir sagt: 'Du bist ein wackerer Mann, Hossain!' das macht mir mehr Freude als alle Küsse Afifahs. Dir wird nie jemand sagen: 'Du bist eine wackere Frau, Afifah!' und wer dir die Hand gibt, der denkt nur an sein Vergnügen. Ein rechter Offendi wird aber den Kopf über dich schütteln und seufzen und sprechen: 'Es ist schade um sie, daß sie nichts nütze ist!' Wenn alle Frauen so sind, Afifah, so soll man sie niedriger schätzen als Schaf und Ziege; denn Schaf und Ziege nützen mehr. Geh du nur wieder nach Hause, pflege dich auf seidenen Betten, mache Lustfahrten auf deinem Schiffe und schmücke und salbe und ziere deinen Leib: ich werde meinen Handel von vorn anfangen! Und wird mich diesmal kein Offendi wieder arm machen! Wenn ein anderer meinen Platz am Denkmal eingenommen hat, den werde ich wegprügeln. Kaufft du mir dann Sachen ab, Ringe, Nadeln, Ketten, Riechwasser,

so will ich dich ehren wie jeden Kunden, und fährst du einmal in deiner Karosse an meinem Kaufladen vor, so werde ich eilen und dir den Schlag öffnen und werde dich in meinen Laden führen, um mit dir einen Handel zu machen in feiner Weinwand, teuern Teppichen und seidenen Tüchern. Vielleicht wirst du auch einmal für deine Töchter bei Hossain Brillantringe kaufen und Perlenhalsbänder, und leichtlich nehmen deine Kinder einst den schwarzen Flor für deinen Sarg auch aus meinem Laden. Dann werde ich dich als ein ganz alter grauer Mann zum Grab geleiten und werde über dir beten und sagen: 'Nimm sie gut auf, Allah! Sie hat gelebt, wie sie konnte, und hat dir wenigstens keine Schande gemacht!' ... So, und jetzt laß mich, Afifah! Der Tag graut, und meine Vögel wollen ausfliegen. Ich werde heute morgen genug zu tun finden; denn am Nachmittag soll mir Mohammed Ali Pascha wieder in meinen Kasten hineingucken!"

So sprach Hossain, und Afifah sah wohl ein, daß zwischen ihm und ihr alle Fäden zerrissen waren. Sie seufzte. Dann sagte sie, und die ganze Trostlosigkeit ihrer Seele klang aus ihrer Stimme:

"Du wirst Geld brauchen. Said Faris hat dich ja arm gemacht."

"Ich werde zum guten Offendi gehen, der wird mir helfen," entgegnete Hossain. "Er wird mir wieder die Hand geben und sagen: 'Du bist ein wackerer Mann, Hossain!' Und dann werde ich wieder von vorne anfangen."

"Es ist aber billig, daß Said Faris' Witwe Said Faris' Schulden zahlt," beharrte sie.

"Es ist besser, Said Faris bleibt mir schuldig. Willst du heute nachmittag bei mir kaufen: gut; willst du borgen, auch gut: das ist dann deine Rechnung. Said Faris' Rechnung aber soll mir der Himmel gleich machen, nicht seine Witwe!"

Afifah senkte den Kopf. Dann stand sie eine Weile schweigend, gleich als wollte sie noch etwas sagen oder als erwartete sie noch ein Wort von ihm. Und endlich wandte sie sich mit einem kummervollen Seufzer:

"So leb' denn wohl ..."

"Lebe wohl, Afifah, und möge es dir wohl ergehen!"

"Auch dir! Auch dir!" schluchzte Afifah.

So schieden die beiden voneinander.

Bald darauf kam der Kerkermeister herein.

"Mensch!" sagte er in einer seltsamen ärgerlichen Verlegenheit. "Mensch, was hast du nur mit ihr angefangen? Oder vielmehr nicht angefangen? Hol' mich der und jener; das sind Dinge, die ich nicht verstehe! War's ein altes Weib? Nein doch! Hatte sie's übel im Sinn mit dir? Hab' wahrhaftig nichts gemerkt davon, ich. Na also, schickt man sowas ins schmutzige Wasser? Was? So rede doch! Oder wie? Ich sage dir, ich bin ein Kerkermeister und hab' schon mein Teil heulen gehört; aber nichts ist's alles miteinander, nichts! Na, das war mal herausgeweint, daß man hätte mitun mögen! Wie wenn du durch ein Regengewetter pantschst, grade so! Sowas! Sowas!"

"Daß sie immerhin!" erwiderte Hossain trüb. "Es ist heut' einmal Zeit zu weinen für sie. Morgen ärgert sie sich darüber und läßt alle Sklaven peitschen, die sie gesehen haben. Und dann ist der Trost auch nicht mehr



weit. Jetzt aber, Kerkermeister, aufgeschlossen! Ich will ausfliegen, bevor ich in Gefahr komme, zum Krüppelmacher zu werden. Weiß Gott, es käme mir auf eine kleine Kauferei nicht an! Der Mensch ist ein armer Hund, kann ich dir sagen. Leb' wohl! Und wenn du gern guten Tabak magst, du kaufst ihn nirgends billiger als bei mir. Unterm Mohammed Ali Pascha hab' ich meinen Stand."

\* \* \*

Als Hossain vor das Tor trat und die Gasse hinausschaute, erblickte er eine schwarzgekleidete Frauengestalt im Schatten der Häuser; zwei Sklaven standen ehrerbietig in ihrer Nähe. Es war Afisah, die ihn noch einmal sehen wollte. Er aber wandte sich die Gasse hinunter dem Meere zu und verschwand bald darauf im Morgengrauen. Dann schloß der Kerkermeister das Tor, und die Gasse lag still und menschenleer wie zuvor.

## Marokkanische Erzählungen und Sittenbilder \*).

Mit einem Bildnis.

Nachdruck verboten.

In der Bucht, wo vor zwölf Jahrhunderten die Maurenmacht und mit ihr der Islam gelandet, zu dauernder Herrschaft über Spanien und zu Sieges- und Schreckenszügen tief ins Frankenreich bis ins Bodenseegebiet, in dieser selben historischen Bucht tagen heute die Gefandten der Europäer und suchten nach Wegen und Mitteln, das Maurenreich so glimpflich, als es gehen will, zu liquidieren. Es ist zu krank zum Leben und sträubt sich nach Selbstbestrafung gegen das Sterben. Eine gewisse Resignation ist ihm dabei nicht abzusprechen, eine Resignation gemischt zugleich mit Behagen und Unbehagen, wie sie bei einem Patienten denkbar ist, an dem sich ein halbes Duzend unvertraute Ärzte zu schaffen machen, die mit loyalen und mit Quacksalbermitteln einander gegenseitig schadlos machen, sodas sich das Opfer ab und zu gefügigt fühlt, aber auch ganz spannend unterhalten findet. Was dabei herauskommt oder vielmehr für wen am meisten dabei herauskommt, wissen bis jetzt nur die Zeitungsschreiber, auch die nicht alle. Ob Nordafrika, wie natürlich, den Romanen, die sich seit bald einem halben Jahrtausend abwechselnd damit abmühen, verbleiben oder zufallen wird, ob die Germanen sie auch da noch verdrängen — deutlich ist soviel: ein Kapitel marokkanischer Geschichte ist zu Ende. Die Konferenz von Algier wird der Ausgangspunkt für eine eingehendere Beeinflussung des Scherifenreichs. Mag es dem Namen nach ein noch so langes Leben fristen, was es bis gestern noch war, wird es nicht mehr sein: die letzte echte Reliquie des staatenbildenden Islam. Ueber ein Kurzes werden Eisenbahnen und Telephon die beiden Bücher von Grethe Nuer über das gestrige Marokko zu einer kostbaren Urkunde gemacht haben. Grund genug, ihr zu danken!

"Marokkanische Erzählungen" heißt das eine, "Marokkanische Sittenbilder" das andere. Sie sind in Bern erschienen, im Verlag von M. Franke.

Grethe Nuer hat es noch gesehen und erlebt, das Maurenland von gestern und das Maurenland von heute. Unter ihren Augen hat sie es anders werden sehen. Sie hat lange in Mazagan gelebt. Ueber ihre Beobachtungsgabe weist sie sich selbst aus. Ihre Kompetenz wird also außer Zweifel stehen.

"Erzählungen" nennt sie den Inhalt des einen und ersten Bandes, "Sittenbilder" den zweiten. Dies ist ein bescheidenes und vorsichtiges Unterscheiden und könnte zu der Vorstellung führen, die beiden Bände seien nach ihrer belletristischen Qualität auseinander zu halten. Das wäre ein Irrtum. Wenn sich die Erzählungen in der letzten, der "Geschichte von Jussef Ben Tarschin und der Königsfrau Chadiaja", die den Lesern aus dem siebenten Jahrgang der "Schweiz" im Gedächtnis leben wird, zur allervornehmsten Höhe der feinen Novellenkunst erheben, so hat man doch erst dann, wenn man die

Studie "Jakut, die Sklavin" gelesen hat, den Begriff von dem wunderbaren Können in psychologischem Eindringen, das unsere Ethnographin und Dichterin auszeichnet, das ihrem Werk die hohe urkundliche Bedeutung gibt und in seiner Feinheit dann wieder den Belehrungswert beinahe über dem Kunstgenuß vergessen läßt.

Die Erzählungen sind nach glücklich gewählten, sprechenden Photographien illustriert, die unserm Vorstellungsvermögen bei der Lektüre unersehbare Dienste leisten. So vergegenwärtigt uns gerade das erste Bild das bunte wimmelnde Leben zwischen den fensterarmen, massiven Häusermauern der Hauptstraße von Mazagan; wir lernen unsern arbeitsscheuen Freund und Beter Uld Abaria oder seinesgleichen im Bildnis kennen, wir erhalten einen Blick auf und in die Hüttenwohnung, die Koalle des kleinen Mannes, einen Ausblick in das weite, weite Land, wir finden Zelte und Moscheen und werden in die elegante Ornamentik, diese vornehmen Ueberlieferungen einer bedeutenden Zeit eingeführt. So ein Wandschrank in Holzmalerie, so ein Innenraum aus einem arabischen Herrenhaus, so ein Stadttor geben einem die ganz hohe Idee, die der Unterrichtete der Kunstgeschichte sich von der arabischen Welt seit schon längst gemacht hat.

Die Geschichte von Jussef Ben Tarschin und der Königsfrau Chadiaja, auf welche wir leider hier nicht mehr einzutreten haben, ist die einzige, die nicht dem aktuellen Marokko, sondern der Geschichte oder Sage entnommen und, allem Anschein nach, wesentlich Schöpfung unserer Dichterin ist. Alle andern machen den Eindruck, als seien sie weniger komponiert, vielmehr den Tatsachen nach erzählt. Maurisch Land und maurisches Leben, Liebe, Weisheit, Recht und Brauch, Handel und Wandel erstehen da vor uns in einer Wirklichkeit, daß wir mitfühlen und schauen, daß wir mitzutauern, mitzulachen, mitzuliegen, mitzufaulenzen, mitzuriechen manchmal und wohl auch mitzuprozeßieren meinen. Wir haben vorher nie geahnt, welchen Reiz es hat, so ganz einzudringen in die Seele eines uns eben doch so unerwartet fremden Menschentums, und wenn uns der Reiz so neu ist, so liegt es ja gewiß nicht am Fehlen des genügenden ethnologischen Interesses, sondern am Fehlen des kundigen Führers. J. B. Widmann hat von diesen Erzählungen gesagt, daß ihm noch in keinem Buche ethnographischer Belletristik seit Gobineau's "Asiatischen Novellen" das tiefe und verständnisvolle Eindringen des europäischen Geistes des Verfassers in den eines exotischen Volkes so aufgefallen und so vollkommen erschienen. Das kann nicht anders gesagt, kann eben nur wiederholt werden. Wir haben es mit einem Meisterwerk auf seinem Gebiet zu tun; daß es von einer Schweizerin ist, mag eine äußere Sache sein. Wir freuen uns nichtsdestoweniger, die schöne exotische Blume als Zugewandte unserer Heimatkunst anzuführen zu dürfen.

Es sind ihrer im ganzen vier Erzählungen, die der Gegenwart entstammen. "Glofirs Erbe" zeigt uns, daß es doch



Grethe Nuer (Phot. Emil Volkmann, Bern).

\*) Es ist hier die geeignete Stelle, durch diesen Aufsatz über Grethe Nuer unsere Besprechung schweizerischer Literatur ergänzend zu unterbrechen.

M. W.